DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 31 — Samstag, 4. August — 1928

Bärenhetze

Skizze von Max Zeumer.

Dicht am Weidengürtel des Schell Rivers war das junge feiste Rind dem Bären in die todbringenden Branten geraten, und „Mr. Black“ tat sich schmatzend und schlingend an seiner Beute gütlich. Das dumpfe, den Boden erzitternde Geräusch nahender Hufschläge zwang ihn plötzlich zur Einstellung seiner Tätigkeit, und mit einem ärgerlichen Brummen hob sich der Bär auf die Hinterbranten. Den Hügel herab kam in vollem Jagen ein Reiter, dem gleich darauf noch zwei andere folgten. Ihre gellenden Hetzrufe und das Knallen einiger Revolverschüsse trieben den Viehräuber in die Flucht. Als der erste seiner Verfolger den Fluß erreichte, sah er den Flüchtling die jenseitige Uferböschung erklimmen und in dem hohen Büffelgrase verschwinden.

Ohne Zögern trieb Dutchman Bill seinen Rappen in die Flut, und als er den anderen Ufersand überwunden hatte, sah er den Bären in größter Eile den fernen bewaldeten Höhen zustreben. Seit Jahren hatte kein Bär den Weidegrund des Ranches betreten, und die drei Cowboys, die ihn en[illegible] hatten, ließen sich die Aussicht auf eine [illegible] des seltenen Wildes nicht entgehen. Ohne das Herankommen seiner Gefährten abzuwarten, gab Bill seinem Pferde den Kopf frei und flog in vollem Rennen über die sich vor ihm ausbreitende Prärie.

Das hagere, scharf geschnittene Gesicht des Hünen, dem Wind und Wetter die Haut gebeizt hatten, lohte im Widerschein der Erregung, die sich des sonst so kühlen Berittführers bemächtigt hatte. Vor etwa acht Jahren war der Deutsche plötzlich im Rinderland aufgetaucht und hatte sich in kurzer Zeit zu einem brauchbaren Cowboy entwickelt. Wortkarg und verschlossen war er seinen Kameraden nicht näher getreten, und einige Vorkommnisse, die seine Stärke, seinen Mut und seine Schießfertigkeit in das rechte Licht stellten, ließen ihn für die Zukunft als Zielscheibe für den Spott der übrigen Cowboys sehr wenig geeignet erscheinen. Joe Chargres, der beste Reiter und Lassowerfer des Ranches und zugleich ein Gegenstück des Deutschen, war sein Lehrmeister in der Handhabung des Lassos gewesen und stand sich mit Bill ausgezeichnet, obwohl ihre Unterhaltung nie über ein Dutzend Worte hinaus ging. Daß Bill einst bessere Tage gesehen hatte, ward jedem offenkundig, der mit ihm in Berührung kam. Er selbst sprach niemals darüber und besaß eine eigene Art, dahin zielende Fragen zu überhören.

Das raumgewinnende Tempo seines Rapoen brachte Bill nach viertelstündiger Hetze in die Nähe des wehrhaften Flüchtlings. Mr. Black, die Hufschläge seines Verfolgers hinter sich hörend, verlangsamte plötzlich seine Flucht und machte Miene, sich seinem Gegner zu stellen. Dieser hatte den Lasso vom Sattel gelöst und in dem Augenblick, in dem sich der Bär auf seine Hinterbranten stellte, flog die Schlinge um den Oberkörper des Gehetzten. Ein Griff in die Zügel zwang den Rappen, wie ein gut dressiertes Manegepferd auf der Hinterhand kehrt zu machen, und der gewaltige Ruck des Ansprungs riß den aufbrüllenden Bären zu Boden.

Einige Pferdelängen weit zerrte das starknochige Tier den lassierten Bären wie einen Schlitten durch das Gras, dann geriet es mit dem rechten Hinterhuf in den Eingangsstollen eines Murmeltierbaues und warf, sich rücklings überschlagend, seinen Reiter aus dem Sattel. Während der Rappe mit gebrochenem Rückgrat liegen blieb, sprang Bill gänzlich unversehrt auf die Füße und befand sich dem von der Lassoschlinge befreiten und bis zur Raserei gereizten Bären gegenüber. Mit zurückgelegten Lauschern und tückisch funkelnden Lichtern nahm der Wütende den Cowboy an. Die nach dem Revolver tastende Hand Bills fand das Futteral leer, der Sturz mit dem Pferde hatte ihn der Schußwaffe beraubt. Das Jagdmesser aus der Scheide reißend, entzog sich der Deutsche mit einer schnellen Wendung der drohenden Umarmung. Gedankenschnell hinzuspringend, stieß er dann dem Bären die Klinge in den Leib, um gleich darauf von einem Brantenhieb getroffen lautlos in das Gras zu sinken.

In diesem Augenblick zügelten die beiden Kameraden des Gefällten ihre schäumenden Tiere am Schauplatz des Kampfes, und, von einem halben Dutzend Kugeln getroffen, sackte der Bär zusammen. Als Jack Crockers, aus dem Sattel springend, dem Schwerverwundeten den Arm unter den Nacken schob, schlug Bill die Augen auf. Ein leises Lächeln zuckte um den Mund des Deutschen, als sein umherirrender Blick den leblosen Körper seines Gegners traf. Dann aber weiteten sich, wie unter der Einwirkung eines plötzlichen Schreckens, die Augen des Sterbenden, dessen Rechte eine greifende Bewegung nach der zerfetzten Brust machte.

„Sei unbesorgt, Bill!“ tröstete ihn der schlanke Kalifornier, „wir flicken dich schon zusammen, und in vierzehn Tagen sitzt du wieder im Sattel.“

Die verneinende Kopfbewegung rang Bill ein leises Stöhnen ab, so daß sich Bob, der jüngste Cowboy des Ranches, zu ihm hernieder beugte. „Willst du etwas, mein Junge?“

„Di eKapsel,“ stöhnte der Gefragte. Nun erst bemerkte Bob die schmale, zerrissene Lederschnur am Halse des Kameraden. Sich aufrichtend, ließ er den suchenden Blick über den Ort des Zusammenstoßes gleiten. Ein Aufblitzen im Grase verriet ihm die kleine Silberkapsel, von deren Oese der Rest der zerrissenen Schnur hing. Ein warmes Leuchten trat in die Augen Bills, der mit letzter Kraft die Rechte wie zur Empfangnahme der Kapsel hob. Im gleichen Augenblick erlosch der Lebensfunke des Deutschen. Jack schloß ihm sanft die Augen. Als der Kalifornier gleich darauf auf die Füße sprang, wies Bob ihm die geöffnete Kapsel, deren Inhalt aus dem Brustbild einer Frau von seltener Schönheit bestand. Einen Augenblick lang verharrten die beiden Cowboys in der Betrachtung des Bildes. Dann schloß Jack die Kapsel. Er barg sie in seinem vom Halse gelösten Seidentuch und schlang dieses um den Nacken des Toten.

„Reite zum Ranch. Hole einen Spaten und was dir von den Jungens in den Weg läuft. Ich will unterdessen dem Bären das Fell abziehen, denn in ihm soll Bill seinen letzten langen Schlaf tun.“

Während Bob in den Sattel sprang, schritt Jack zum Bären und war gleich darauf beschäftigt, diesem die Decke abzuziehen.

—⊙—

Im eigenen Haus

Skizze von Maria Stona.

An des Kaisers Namenstag sollte sie begraben werden. Das war fast zu viel der Ehre für sie.

Auf Dachböden hatte sie stets gewohnt, in einem Holzverschlag ist sie gestorben. Sie hatte während ihrer fünfzigjährigen Feldarbeitzeit einige Gulden erspart und sie weggeliehen — dieser sechs — jener vier — der dritten fünf — mehr als zwanzig besaß sie nicht. In den letzten Jahren lebte sie vom Mitleid der anderen.

Nebelmorgen. — Aus dem Nebel tauchten Trauernde auf, ein paar Weiber von Arbeitern, die ärmsten des Dorfes. Kein Bauer kam herbei. Die Gestalten erschienen verschwommen in der nassen Luft. Graue Tücher trugen sie oder schwarze Jacken; jene, die keine Jacken hatten und kein Tuch, wärmten die Arme unter den Schürzen. Viel Trauer gab es rings umher, unendliches Leid.

War die arme Josefa so geliebt worden? „Warum weint denn die Alte dort?“ fragte jemand.

„Sie weint nicht, sie sieht immer so aus,“ Das war es, sie alle hatten immer schon so ein Gesicht, das von Leid und Kummer sprach, auch die Kinder, die auf der Straße standen, — arme, exprügelte Kinder.

Man hörte das Zuschlagen des Sargdeckels. Vor der Hütte stand die Bahre, mit einem gelben Tuch bedeckt. Friedlich blickte das moosbewachsene Dach hernieder. Warmes, dichtes Moos trug es, schwellend grün wie die schönste, grüne Plüschdecke — es war ja auch die natürliche Decke gewesen, die den siechen Leib der armen Josefa geschützt hatte.

Jetzt trug man sie vom Boden herab mit einem kleinen Umweg durch die Kammer. Federleicht war der Sarg wie wenn nichts darin läge als ein Häuflein Finger. Die Hände waren auch das Wichtigste gewesen an Josefa, sie hatten immer für andere gesorgt, und solche Hände sind die angestrengtesten von allen.

Sechs Männer stellten den Sarg auf die Bahre. Etwas wohltuendes ging von ihm aus, etwas unendlich Erquickendes: die Freude der Josefa, daß sie nun endlich Frieden gefunden, endlich einen Ort, von dem man sie nicht mehr fortjagen durfte — nie mehr, nur die Engkein sollten sie einmal empor heben, wenn der himmlische Vater sie vor sein Antlitz befahl.

Ihr erstes, ihr wirklich eigenes Heim! Ihr kleines Haus, wohl nur aus sechs Brettern genagelt, aber aus echtem Holz und so schön, innen mit einem reinen Laken ausgestattet und außen mit goldenen Leisten und einem Kreuz. O, wie wohl sie sich fühlte, wie behaglich sie ruhte — so sanft hatte sie nie geschlafen in ihrem Leben. Hier gab es keine Sparren, wie auf dem armseligen Dachboden, hier blies kein Sturm herein, keine Schneeflocken flogen ihr ums Gesicht, keine Regentropfen schreckten sie auf. Wie gut sie es hatte, — zum ersten Mal gut auf der Welt. Das Summen um sie her, das kam von den Stimmen, die um sie weinten. Ja, sie hörte deutlich, jetzt heulte die Hausfrau, die ihr noch vor acht Tagen gesagt, sie solle doch machen, daß sie endlich krepiere. Und jetzt trieb sie es, als wäre ihr ein geliebtes Kind oder gar eine Kuh gestorben.

Sie hat mir meine schlechteste Jacke angezogen und für sich die bessere behalten — dachte die Josefa, aber ich verzeihe es ihr, mich werden die Englein kleiden.

Und nun schluchzten auch die anderen. Marianne, Johanna, Konstanzia, die der Josefa alle so viel Geld schuldeten, ihr ganzes Vermögen — fünfzehn Gulden — oder waren es zehn oder sechzehn — sie hatte das nie so recht gewußt, sie kannte nur Kreuzer, beim Gulden begannen sich ihre Begriffe zu verwirren. Sie mochten es behalten, die Freundinnen. — Sie wünschte sich eigentlich gar kein Auferstehen, so herrlich wohl tat ihr das Ruhen im eigenen Haus. Wer weiß, ob die Seligen sie nicht wieder von Tür zu Tür, von Küche zu Küche jagen würden. Nein, nein, sie verlangte es nicht. Sie war ganz zufrieden, für alle Ewigkeit hier zu ruhen.

So hat die Welt doch eine große Wohltat für die Armen — das wußte die Josefa bisher nie, jetzt erkannte sies. Was die Leute das Sterben nannten und vor dem sie solche Angst hatten, war doch die Herrlichkeit, die Herrschaft, die Freiheit . . . So träumte sie.

Jetzt hörte sie den Herrn Pfarrer sprechen — zu viel Ehre, zu viel Ehre — und der Herr Lehrer sang, und alle sangen — sangen ihr zu Liebe. — Sie hatte im Leben nur böse, zankende Stimmen gehört, nun klangen sie wie mit seinem Oel gesalbt.

Ach, und jetzt — welches Wiegen — nein, so Herrliches hatte sie nie erlebt, wie sie es im Tode fand. Hatte Sie denn schon Flüglein bekommen und schwebte sie? Wie hob und senkte sich leicht ihr Leib, wie trug es sie schaukelnd! Was war das nur?

Nie hatte eine Mutter sie gewiegt, die war früh gestorben. Nun wiegte und schaukelte man sie — o, wie das schön war. —

Nun hallte alles so eigen, man trat wohl in die Kirche . . . Sie wußte, daß die Kirche von Gold und Silber starrte und ehrwürdige Heilige an drei Altären standen.

Der Josefa wurde es ganz bange. Nun brannten gar ihretwegen die Kerzen. Sie hätte sich am liebsten in die Erde verkriechen mögen in ihrer Bescheidenheit.

Da wehte es wundervoll fein um sie, ein Hauch, ein Rauch — sie hörte die Myrrhen aufknistern, wie sie auf glimmende Kohlen fielen . . .

Lange dauerte das Duften und Singen, fast zu lang. Sie sehnte sich wieder hinaus, die goldene Pracht beängstigte sie. —

Und jetzt, ach wie süß! wurde sie wieder geschaukelt, jetzt ein stärkeres Wiegen, ein schnelleres Nieder — noch ein paar laute, rauhe Stimmen, ein Gebet, dann ein schweres Poltern, das ihr aber gar nicht weh tat, niemand stieß sie. O, das köstliche Haus, wie das sie schützte! Und endlich breitete sich tiefe Stille um sie, tiefe, heilige, unerschütterliche Stille.

Josefa brauchte nicht einmal die Hände zu falten, denn die hielt sie schon gefaltet, — sie betete nur ganz leise: „Lieber Gott, laß mich schlafen. Weck' mich nicht auf am Jüngsten Tag! Ich hab nie einen Tag verschlafen in meinem Leben, laß mich den einzigen verschlafen in meinem Tode!“

Druck und Verlag: P. A. Sanke, Altena.
Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.

Heimatliche Aehrenfelder

Euch lieb ich, heimatliche Aehrenfelder,
wenn über gelbem Korn, das rauschend reift,
das eingerahmt von Mohn, von feurigrotem,
beglückt das frohe Auge schweift.

Ihr seid so fern. — Jedoch in stillen Träumen
geh ich so gerne oft zu euch hinaus
und nehme von dem goldig-roten Reichtum
ein Sträußchen freudig mit nach Haus. —

Hans Erich Lübke.

Blaue See

Skizze von Heinz Ludwig Raymann.

Schon auf dem Dampfer, der von Travemünde die holsteinischen Ostseebäder anfährt, war ihm ihre Gestalt aufgefallen. Federnd schlank gewachsen, goldblond und rosig jung, bot sie ein entzückendes Bild. Die See und ihre Augen waren von gleicher Bläue.

Das Schiff nahm Kurs auf die See. Plötzlich stand — unfaßbar — der wässerne Bogen des Meeres am Horizont, wo kein Land mehr den Blick hemmte und der ungeheure Wasserberg graublau in die Unendlichkeit rollte. Erich Ritter stand hoch am Bug des Schiffes und trank mit durstigen Augen die Größe und Schönheit des Meeres in sich hinein. Sonne blitzte auf den Wellenbuckeln. Nach zweistündiger Fahrt hielt der Dampfer an der weit in die flache See hinaus gebauten Landungsbrücke. Musik rauschte auf. Fröhliche Menschen winkten. Tausend bunte Wimpel flatterten. Beim Aussteigen stand Erich neben der Goldblonden und trug ihren Lederkoffer vom Schiff. Sie dankte mit dem bezaubernden Lächeln der Jugend und Wohlerzogenheit. — —

Als Erich Ritter am nächsten Tage über den schwankenden Holzsteg zum Segelboot „Seeadler“ schritt, sah er schon von weitem die Blonde im Boot sitzen. Sein Herz schlug heftig, er sprang rasch ins Boot, grüßte die Errötende kurz, ohne sie anzureden. Es wehte eine sehr frische Brise. Die See wälzte sich in tüchtigen Wellen. Schaumkronen blitzten. Kaum hatte der Schiffer die Fock gehißt, als das Boot auch schon wie ein Renner davon schnellte und schrägliegend in die schäumende See schoß. Erichs blondes Gegenüber erbleichte und sank in sich zusammen. Der Schiffer zwinkerte ihm lächelnd mit den Augen zu. Wogen schlugen über den Bootsrand. So wurde die Fahrt nicht gerade angenehm. Trotzdem entging Erich nicht die Schönheit des wildbewegten Meeres. Als das Boot nach einer Stunde anlegte, bot er der Blonden seinen Arm und brachte sie in die „Villa am Meer“. —

Am nächsten Morgen erschien Erich Ritter dort. Die Blonde saß bereits vergnügt beim Frühstück und begrüßte ihn verlegen lächelnd. Sie hatte sich wieder erholt, und beide fanden sich schon recht sonnenverbrannt. Nun hielt es Erich Ritter für angebracht, sich vorzustellen. Sie flüsterte errötend: „Irene Runge“. Er schlug vor, heute nicht zu baden, sondern mit ihm auf die Terrasse der Strandhalle zu kommen. Dort saßen sie in der Sonne und plauderten in ungezwungener Art. Er erfuhr, daß sie aus Hamburg komme und sich für drei Wochen erholen wolle. Als er sich wunderte, daß sie, eine Dame, allein reise, entgegnete sie tief errötend, daß ihre Eltern geschäftlich nicht abkommen könnten.

Erich erzählte dann aus seinem Leben, von seinen Plänen und Wünschen für die Zukunft. Irene hörte schweigend zu. Sie erzählte nichts aus ihrem Leben, sondern sprach in kluger Weise über Lebensansichten, die Verstehen und Belesenheit verrieten. Erich beobachtete sie heimlich. Er mußte sich eingestehen, daß sie schön und klug war. Dabei hielt sie sich bei aller Lustigkeit doch stark zurück. Sie gefiel ihm sehr gut.

Das Meer war inzwischen spiegelglatt geworden und zeigte herrliche Farben: hellgrüne Streifen und zartes Altrosa, in der Ferne helles Lila und dunkles Violett. Weiche, gelbliche Wolkenballen standen im gläsernen Blau des Firmaments. Eine kühle Brise milderte die Glut der Sonne. Die beiden jungen Menschen schauten schweigend in das Farbenspiel der See. Leise nahm Erich ihre Hand, und er fühlte süß erschrocken deren feine weiche Kleinheit. So saßen sie lange in die Farbenpracht der See versunken, die leise rauschte im Steigen und Fallen der Wogen.

Abends gingen sie zur „Strandquelle“, wo eine Kapelle unermüdlich zum Tanz aufspielte. Sie tanzten zusammen. Ah, das war Tanz! Wie sie sich rasch seiner Führung anpaßte, wie leicht und elegant sie schwebte. Ihre blauen Augen glänzten. Spät abends brachte er sie heim. Sie schritten schweigend über die stille Strandpromenade. Kurz vor der „Villa am Meer“ blieben sie stehen. Erich zog sie leise an seine Brust. Sie schaute ihn an, und plötzlich schmolzen ihre Lippen zu einem Kuß voll Innigkeit und Süße zusammen, von dem erwachend sie rasch ins Haus floh. Erich stand noch eine Weile fassungslos auf demselben Fleck. Als er über die Strandpromenade zurückschritt, ging der Mond groß und dunkelrot über dem Meer auf. —

Am nächsten Tag ließ Irene sich nicht blicken. Er hörte, daß sie eine Tagesfahrt in die holsteinische Schweiz unternommen habe. Diesen Tag verbachte Erich in Unruhe und Aerger. Als er sie am folgenden Morgen auf der Promenade traf, errötete sie tief und gab auf seine Frage nach langem Zögern zur Antwort, daß sie vor ihm geflohen sei. Ob sie ihn denn fürchte oder gar verachte? Nein, sie fürchte das Gegenteil. Da leuchteten Erichs Augen auf, und er fragte nicht mehr.

In den nächsten Wochen schlossen sich die beiden immer enger an einander an. Man sah sie stets zusammen. Sie verlebten herrliche Tage an der See. Sie waren beide, bis auf die Stunden, da Irene nachdenklich und verstimmt war, froh und glücklich. Erich merkte an vielen kleinen Dingen, daß sie ihn sehr gern haben mußte.

Am Tage vor der Rückreise saßen sie schweigend bei einer Flasche Wein zusammen. Da erschloß ihm Irene ihr Herz und ihr Wesen. Sie habe wohl bemerkt, daß er sie für ein Mädchen aus besten Kreisen halte. Dem sei aber nicht so. Er möge es ihr nicht verübeln. Ihre Eltern seien durch den Krieg verarmt, und sie habe zu einem Beruf greifen müssen. Einmal im Jahre jedoch möchte sie ganz Dame sein. Das sei in den Ferien. Für diese Zeit spare sie ihr Geld, kaufe gute Kleider und reise in dem köstlichen Gefühl, für eine kurze Zeit Herrin sein zu können. Davon zehre sie das ganze übrige Jahr. Nun sei seine Liebe dazwischen gekommen, gegen die sie sich nicht habe wehren können.

„Und wenn wir morgen Abschied nehmen, wird es mir sehr schwer fallen zu scheiden. Aber versprechen Sie mir, nicht zu zürnen, das wäre noch schlimmer. Vergessen Sie die kleine Irene mit ihrer Marotte und werden Sie glücklich, Erich!“ Sie küßte ihn mit schwimmenden Augen und sagte nichts mehr.

In dieser Nacht schlief Erich Ritter nicht. Er holte telegraphisch Auskunft über Irene und ihre Familie in Hamburg ein. Inzwischen überlegte er, daß Irene trotz ihrer Marotte ein feines, gut erzogenes Mädchen war, ein gutes Herz und tief veranlagten Charakter besaß. Dazu kam ihre jugendliche, rassige, goldblonde Schönheit.

Gegen Mittag des Abreisetages eilte Erich singend durchs Haus und machte sich zur Abreise fertig. Irene stutzte, als sie ihn lachend kommen sah. Sie wurde traurig und dachte, wie rasch er sie vergessen würde. Als er aber vorn auf dem Schiff ihre beiden Hände nahm und sie mit glänzenden Augen fragte, ob sie nicht ihre Marotte immer leben wolle, schaute sie ihn sprachlos an. Erich zog sie an sich und flüsterte ihr ins Ohr:

„Ich komme nächste Woche nach Hamburg zu Deinen Eltern. Ich habe etwas Wichtiges mit ihnen zu erledigen!“

Da entsetzte sich Irene, dann bat sie ihn, glücklich errötend: „Tu es nicht, Erich, Du bereust es gewiß!“

„Nein, nie bereue ich, daß ich Dich gefunden habe und ich halte Dich fest fürs ganze Leben!“ — —

Zwei glückliche Menschen fuhren in die Lübecker Bucht. Die Stadt mit den goldenen Türmen stand wie eine glückverheißende Fata morgana vor dem blauen Himmel.

—⊙—

Tutt

Skizze von Margreth Mengel.

Entzückend war es, wenn Tutt deklamierte. Tutt, der Bäckerlehrling, der eigentlich Arthur hieß. Er blies seine runden Backen auf, rollte die Augen und sprach mit hoher Knabenstimme Verse und Sonette, indes kleine Tröpflein Schweiß ihm über das mehlbestaubte Gesicht rannen.

Eines Tages rannte Tutt durch. Regelrecht. Des Nachts natürlich. Er verließ den zarten Brötchenteig, den er gerade mit gewaltigem Schwung bearbeitet hatte, spazierte aus der heißen Backstube, mit dem Gefühl, daß der Schwung und die Inbrunst ihn weiter tragen würden.

Tutt war nicht dumm. Er wußte, das Durchbrennen gehört dazu, um ein großer Mann zu werden, und außerdem machte es ihm Freude! Denn im Morgengrauen in den weiten dämmernden Himmel seine Begeisterung empor zu schmettern, das war etwas nie Gekanntes und Herrliches..

Wie es so geht im Leben: das Unerwartete kommt schnell. Am zweiten Tage seiner Freiheit erreichte ihn das Schicksal. Tutt wurde von einem Landjager gefaßt, der schon von weitem schmunzelte, als er ihn friedlich auf der Landstraße herbei kommen sah.

Tutt kam ins Spritzenhaus. Ach, auch in diesem friedlichen, thüringischen Dörfchen gab es ein solches. Tutt fluchte leise vor sich hin, als ihm plötzlich wie eine Vision das Telefon des dicken Bäckermeisters vor Augen kam. Das war schuld daran, ahnte er dunkel.

Es kam eine milde Sommernacht, und Tutt floß, nun erst recht seinem Innern zu gehorchen. Ein paar zerlesene Bändchen hatte er in seiner Tasche, aber die nutzten ihm jetzt nichts. Man hatte ihm das Fenster hinter den Gittern geöffnet. Von den nahen Feldern kam eine schwere Woge süßen Duftes, da hub Tutt mit trauriger Stimme an zu sprechen.

Er deklamierte so lange, bis er nichts mehr wußte und seinen ganzen kleinen Wissensschatz herunter gesagt hatte. Vom Waldschrat, vom Rautendelein, dann von der jungen Königin, die so früh sterben mußte . . . Auch der Erlkönig kam zwischendurch dran und die Klage von Shakespeares blindem König Lear die er, wer weiß wo, einmal aufgeschnappt haben mochte. So stand Tutt einsam, aber breitspurig auf dem Steinboden des Spritzenhauses und lugte hinauf gegen den Himmel, der wie ein blausamtnes Tuch vor dem Fenstergitter hing.

Er ahnte nicht, daß auch die Wände des Spritzenhauses Ohren haben, zumal wenn ein kleines Fenster, aber immerhin ein Fenster, geöffnet ist. Und er ahnte nicht, daß er noch eine besondere Rolle in dieser Nacht spielen würde.

Das Spritzenhaus stand neben der Bürgermeisterei, und gegenüber lag der Gasthof zum Löwen, in dem zur Sommerszeit stets ein paar Fremde wohnten.

Nun, um es kurz zu sagen, ein Fenster war schon eine geraume Weile geöffnet. Daraus schaute der Doktor Winker einsam in die Nacht, genau so einsam, wie er am Tage auf seinen Spaziergängen ins Sonnenlicht zu schauen pflegte. Seine Ohren horchten interessiert zum Spritzenhause hinüber; aber, man muß es gleich betonen, noch viel gespannter

waren seine Augen, die das Dunkel durchbohrten und den weißen Punkt bemerkten; der drüben an einem Fenster des Bürgermeisterhauses aufgetaucht war.

Das Fenster, stellte er fest, gehörte der Schwester des Bürgermeisters, folglich mußte, so schloß er logisch weiter, der helle Punkt, nun ja, irgendwie mit ihr zusammenhängen, mit jenem sanften, blonden Wesen, von dem die Leute tuschelten, es habe keinen Mann und wunderbare, stille Rehaugen.

Es lugten also zwei einsame Menschen in die Nacht, indes rings die Schläfer weiter träumten.

Tutt, der gefangene Bäckerjunge, hatte inzwischen zu singen begonnen, weil es mit dem Deklamieren nichts mehr war. Schlafen wollte er nämlich ganz und gar nicht; sicher war er dann morgen krank, und man konnte ihn nicht zurückbringen, dachte er sich aus.

Er sang also mit schmelzender Stimme ein Lied nach dem anderen. „Weiß mir ein Blümlein blaue . . .", klang es in die Nacht, und weiter: „Es war einmal ein Schäfersmann . ." und noch eins und noch ein anderes.

Mittlerweile geschah das Seltsame, daß die Melodien zu schweben und zu schwingen begannen und durch die Luft hin und her gingen, bis ein unerklärliches, geheimnisvolles Band zwischen den beiden Lauschern gewoben hatten.

Als drunten das „Röslein auf der Heiden" ertönte, faßte der Doktor sich ein Herz. Er, der sein Leben lang ein Sonderling und Einspänner gewesen war, hatte plötzlich romantische und schier beängstigende Gedanken, die eine sanfte Glut in sein Gesicht trieben.

Er räusperte sich. „Gnädiges Fräulein . . hm . . . Fräulein Luise . . !" Darauf drüben ein leiser Schrei. Dann eine verhaltene Stimme: „Ja?"

„Man müßte eigentlich einmal hinunter gehen . . ."

„Eigentlich ja!" kam es verträumt zurück.

„Nun!" kam es ermunternd seitens des Doktors, dem prompt ein Flüstern folgte: „Ich komme."

Im Schatten der Bäume lauschten beide und waren sehr verlegen. Tutt sang gerade ein Kinderlied: „Weißt Du, wieviel Sternlein stehen . . ?"

„Er hat eine schöne Stimme," meinte das Fräulein. Der Doktor wußte keine Antwort. Er faßte vor Verlegenheit nach ihrer Hand, und die beiden großen Kinder träumten einen süßen Traum.

Unverhofft kommt oft, auch in Träumen. Eine Tür knarrte heftig, der Bürgermeister kam schürfend herbeigerannt und veranlaßte die Horchenden, in stummem Entsetzen und großer Uebereinstimmung weiter ins Dunkel zu flüchten. Hier standen sie pochenden Herzens, zwischen blühenden Jasminsträuchern.

Der Bürgermeister donnerte gegen die Tür des Spritzenhauses. Rief böse und drohend: „Hört denn die Wimmerei noch nich bald uff? Warte, Du Lausejunge!"

Schritt dann wieder besänftigt zurück, denn Tutt tat keinen Mucks mehr, sondern bequemte sich wahrscheinlich einzuschlafen. Es blieb ganz still.

Die Stille war märchenhaft und streichelte die beiden Menschen. Aber auch die stillste Nacht geht vorüber.

Ob Tutt einmal ein großer Mann wird, weiß man noch nicht, doch eines wurde ihm zuteil: Er durfte den Hochzeitskuchen backen für seine zwei neuen Freunde.

—⊡—

Wasser fassen!

Skizze von Richard Euringer.

Daß der Fall sich zugetragen, dafür bin ich Bürge. Er liegt weit zurück. Damals zab es noch den ganzen seligen „Kommiß" vom „Sprung" auf den Kammerstengel" bis zum „Feldmarschmäßige mmit gepicktem Affen": Platzpatronenschlachten in taunässenden Voralpentälern, kuhduftende Unterkunft in blitzsauberen Bauernmaderln, und vor allem Kompagniechefs wie den von der Elften!

Der hatte (mit Verlaub zu melden) den Soldatenfimmel, jeden Fall als „Ernstfall" anzusehen, und mit welchem Ernst! Mitten im Frieden spielte er Krieg, und vom „Andeuten" hielt er weniger als nichts. Für den galt die blaue Flagge wirklich eine Division, und mit seiner besten Uniform platschte er in die Pfützen, daß der Dreck spritzte! Dafür sauste er beim Gefechtsscharfschießen vor den feuernden Gruppen drein, daß den Schützen Hehen und Spucken nerging. Seinen „Bock" suchte er über Moorgräben und Scheunentore, und als er einmal mit verschlagenen Knochen liegen blieb und die Kompagniefront auseinander lief, um ihm aufzuhelfen, hätte er die erschrockenen Samariter wegen unbefugten Wegtretens gar noch eingelocht, wenn sich nicht das Bataillon für sie ins Zeug gelegt hätte.

Dabei war er kein Soldatenschinder, kannte nichts als seinen „Haufen", seine heißgeliebte „Elfte", die noch großtat mit den „Zicken", die er aufstellte, wenn sie auch im Augenblick oft maulte.

Das erstaunlichste der Stückchen freilich hat nicht er geliefert, sondern seine Kompagnie, und zwar in der Prügelhitze eines feldmarschmäßigen Gewaltmarsches im Verbande.

Fünfundvierzig Kilometer war das Regiment bereits „gehupft", wie das Fachwort lautet. Einen einzigen „leichtblauen" Schwielengänger gab es bei der Elften, und der saß auf des Hauptmanns Bock; denn der Häuptling harpfte mit bei dergleichen Ausflügen, schon um seine zwiegenähten Wasserdichten auszuprobren eine Ernstfallhose oder die Patentsocken.

Keuchend stießen sich die Bataillone durch den Staub. Mit verschwitztem Leder wackelten die Pickelhauben auf den Hannesköpfen, und wie Kinderluftballone, knallrot, schwollen die Gesichter auf. Nur der Häuptling stiefelte dahin, als durchmesse er die Schreibstube, und sein hageres Gestell büßte nicht ein Quentchen Fett ein. In dem ledernen Gesicht mit den unzähligen Fältchen blinkerte der Kneifer.

Da flog es von Rotte zu Rotte durchgesagt, Regimentsbefehl: „Halt! Marscherleichterung! Wegtreten!"

Das hieß — ausgesprochen oder nicht — Wasser fassen!

Ha! Erlösung!

Kehle frei! Drei Knöpfe auf! Schädel unters Brunnenrohr! Feldbecher gezückt!

Mägde schleppten Wassereimer herbei aus Gehöften und Häusern. Lachend balgte sich um Trog und Pumpbrunnen das wilde Heer. Nur die Elfte . . . ließ sich Zeit.

„Halbkreis, Leute!"

O, du blutiges Kanonenrohr! Was ihm da wohl wieder einfällt?

„Annahme: die Brunnen sind verseucht."

„Quellwasser, Herr Hauptmann."

„Annahme: Ihr habt gar keinen Durst."

„Einen Prügeldurst, Herr Hauptmann!"

„Annahme: Ihr wärt die Mustertruppe und erbrächtet den Beweis, daß Ihr stärker seid als Euer Durst. — Weggetreten!"

Spaß in Ehren! Aber . . . Nun, die Leutnants lächelten verlegen. Krampfhaft zwirbelte der Feldwebel den Schnauzbart. „Das ist wieder echt!" brummelten die Unteroffiziere. Die Gefreiten dachten: „Zwirn!" Und die Leute schielten trauernd nach den Kameraden, denen das erfrischende Naß in Bächen über Mund und Nase troff. — Wozu nun die „Spinnerei"!

Da kam Unruhe in den Heerwurm. Staub flog auf.

„Tag, Her Oberst!" Kompagnie für Kompagnie.

Vor der Elften zügelte er den Gaul. Der Mann mit dem fragenden Blick. Erstaunt. Was heißt das . . . ?

„Kompagniechef!"

Mitten aus dem Haufen tritt er an, meldet.

„Lassen Sie nicht Wasser fassen?"

Jetzt fällt er rein! Jetzt nimmt er ihn beiseite. Und der Major deckt ihn sicher nicht. Kinder, nun gibts Stunk. Diesmal bekommt ihr recht und, noch wichtiger, etwas für den Durst! Jetzt sticht der Oberste den Unter! Und ihr könnt ihn hinhängen, ohne daß euch weh geschieht!

„Ei!" Der Oberst lächelt. Bitterböse. Wendet schon den Gaul, läßt den Häuptling stehen, stellt sich in den Bügeln auf und fragt — grabheraus — die Kompagnie: „Leute, wollt ihr tatsächlich kein Wasser fassen?"

Nun hats geschnappt! Sie grinsen sich an. Den Soldaten möcht ich sehen, der nicht Durst hat! Wie? Was? Michel, hast du Durst, wie? Annahme: es kann dir nichts passieren . . .

„Ob ihr Wasser fassen wollt", wiederholt der Oberst, „frei heraus mit der Sprache, Leute"

„Nein, Herr Oberst!" brüllt die Kompagnie. Hundertfünfzig Mann für einen.

Für den einen, der dabei steht, schmunzelnd: das ist meine Elfte . . .!

Sie selber begreifens nicht mehr. Sie gucken sich in die verblüfften Gesichter, erschrocken, Schafsköpfe, die sie waren, und denken: „Was war denn nun das?"

Es war das gewisse Etwas!!

Der Herr Oberst hat sich blamiert. — Der Herr Oberst wird sehr ernst. Nur in der wattierten Brust lacht sein Soldatenherz.

Wie man eine Fahne grüßt, grüßt er die Kompagnie.

Der musikalische Schnaps

Wahres aus einem Handeleben.

Skizze von Olga Wohlbrück.

Er hatte einen vulgären Namen und lief ohne Stambaum herum. „Echte Bastardrasse" erklärte tiefgründig die Portiersfrau, als Dr. Karr eines Tages mit einem paddelnassen Vierfüßler ankam, dem noch das Todesgrauen in den goldgelben Augen stand. Gattung: Köter, dem später vielleicht sorgfältige Pflege einen gewissen grotesken Reiz verleihen würde. Für den Augenblick setzte Doktor Karr seine einzige Hoffnung auf die geistigen Fähigkeiten seines kleinen Schützlings, den er Schnaps taufte, weil Schnaps das erste war, was er dem armseligen Hundegebilde, halb Pinscher, halb Dackel, das grausame Kinder in das trübe Gewässer des Flusses gestoßen hatten, einflößte, um es dem Leben zurückzugeben. Das wie Espenlaub zitternde Tier wußte nun allerdings nicht, welcher Todesart es den Vorzug geben sollte: ob der des Ertrinkens oder des innerlichen Verbrennens. Und Doktor Karr hatte große Mühe, das sich windende Körperchen mit dem vor Angst gesträubten Fell in seinen Armen festzuhalten. Da alles Streicheln und Zureden nichts nützte, fing er in seiner Ratlosigkeit an, ein kleines Lied zu summen, das ihm in fernen Kindertagen von seiner Mutter vorgesungen worden war, wenn er nicht ruhig werden wollte. Und siehe da — das Liedchen wirkte auch auf Schnaps. Das Fell wurde glatt, die gespitzten steifen Ohren fielen wie weiche Pelzläppchen zu beiden Seiten des grau-weißen Kopfes herab, und nur die schlanke Rute mit dem unmotivierten Haarquästchen an ihrem Ende schlug — Doktor Karr wollte es erst nicht glauben — aber wahrhaftig: sie schlug genau im Takte des Liedes gegen seinen Arm. Der Forscherinn des jungen Gelehrten erwachte, und ohne Schnaps aus den Armen zu lassen, stimmte er leise ein anderes Lied in anderem Rhythmus an. Eine Weile verhielt sich Schnaps ganz ruhig, dann aber begleitete seine Rute den neuen Rhythmus mit ebenso sicheren Schlägen wie beim ersten Lied. Das Vieh war zweifellos musikalisch.

Auch der nüchternste Wissenschaftler ist nicht sicher vor mystischen Anfechtungen. Ob es nicht doch Seelenwanderung gab? Ob sich nicht am Ende die ungreifbare seelische Essenz eines berühmten oder verkannten Musikers in diesen struppigen Hundeleib verirrt hatte? Je offensichtlicher die beruhigende Wirkung seiner Lieder war und je tiefer Doktor Karr seinen Blick in den der goldgelben Hundeaugen versenkte, um so fester und wärmer schlang sich um Mensch und Hund das Band einer schönen auf seelischen Gleichklang gestimmten Gemeinsamkeit.

Von da ab wurde Schnaps der unzertrennliche Begleiter seines Herrn, und es heißt, daß dessen Heirat mit der jungen und schönen Pianistin Anselma Sorge zum größten Teil auf Schnaps zurückzuführen war, der sich nach den ersten drei Besuchen bei der Künstlerin kategorisch weigerte, den von ihm entdeckten und seitdem behaupteten Platz unter dem Bechstein-Flügel zu verlassen, von wo aus er die Trios und Quartette, in denen sein Herr das Cello meisterte, mit seiner Rute taktgemäß zu dirigieren pflegte. Aus den Kammermusikabenden wurden bald dastaf Cello-Abende mit Klavierbegleitung und endlos langen Pausen, die Schnaps vom musikalischen Standpunkt ganz verwerflich und auch persönlich wenig unterhaltsam fand. Schlimmer noch als die langen Pausen dünkte Schnaps der lange Heimweg in vorgerückter Nachtstunde. Daß sein Herr es nicht vorzog, die Nacht über da zu bleiben, wie er selbst es gern getan hätte, begriff Schnaps nicht. So wurde er seines Lebens erst wieder ganz froh als sich in einer schönen, von Garten umgebenen Villa das Cello seines Herrn untrennbar zum herrlichen Flügel fand, unter dem ihm ein weiches, prunkvolles Kissen — als Dirigentensitz angewiesen wurde.

Als seine Herrin einmal verreiste und der Flügel verstummte, da ließ er traurig Ohren und Rute hängen, und Doktor Karr wußte, daß von all seinen Freunden es Schnaps war, der seine Sehnsucht nach der Frau und Künstlerin am innigsten teilte. Am Tage aber, da seine Herrin wieder vor dem hohen schwarzen Kasten saß und ihn zu neuem Leben erweckte, an diesem Tage mußte sich Schnaps Gewalt antun, um nicht mit seiner ungeschulten Stimme jubelnd in die Töne mit einzustimmen.

Eines Nachmittags wurde in der blumengeschmückten Glasveranda der Villa ein blinkender, großmächtiger Gitterkasten aufgestellt, in dem drei wunderhübsche, buntschillernde Vögel herumflatterten. Schnaps beschnupperte das seltsame Haus mit der wohlwollenden Neutralität eines nicht aus seiner Position zu drängenden Günstlings. Am nächsten Morgen aber sprang er plötzlich wie ein Besessener von seinem Platz unter dem Flügel auf und war mit ein paar Sätzen vor der Voliere, wie die Menschen das blinkende Gitterhaus nannten. Dort blieb er mit steifen Ohren regungslos stehen und lauschte dem hellen Gezwitscher. Es waren sehr seltene und kostbare Singvögel, und ihre Musik hatte für ihn wohl einen ganz besonderen Reiz, obwohl der Rhythmus ihm nicht klar war. Denn seine Rute konnte den Takt nicht finden, den sie hätte schlagen können. Sie wedelte eben nur hin und her in seligem Entzücken. Von nun ab teilte Schnaps seine Liebe zwischen den musizierenden Menschen und den schillernden Singvögeln. Und selbst das Stück Zucker, das man ihm zumaß, wenn er sein bittendes „Männchen" machte, beglückte ihn nicht so sehr wie der klare Satz eines Haydnschen Quartetts oder der jubelnde Sang seiner gefiederten Freunde.

Da geschah ein großes Unglück. Durch die Unachtsamkeit eines Mädchens waren die empfindlichen Südländer einem rauhen Herbstzug ausgesetzt worden, und als Schnaps eines Morgens seine ersten Schritte wie stets zur Voliere lenkte, um sich am Frühkonzert zu erbauen — da sah er seine drei kleinen Freunde regios auf dem sandigen Boden ihres Hauses liegen. Er dachte wohl, sie schliefen noch — und so setzte er sich geduldig hin mit gespitzten Ohren und der in genießerischer Vorfreude leise hin- und herschwingenden Rute. Lange saß er so, die kleinen Sänger aber rührten sich noch immer nicht. Da fiel ihm das unfehlbare Mittel ein, durch das er bei den Menschen einen saftigen Bissen oder ein Stück Zucker sich erbettelte: er rückte näher zur Voliere und machte — „Männchen". Als auch das nichts nützte, wurde er ärgerlich und bellte ein paar Mal böse ins Gitterhaus hinein. Vergeblich. Abermals machte er „Männchen", wieder bellte er zornig, umkreiste dann winselnd den Käfig und entschloß sich zu einem letzten verzweifelten „Männchen". So fand ihn seine Herrin . . . Schreckensrufe, Tränen, Vorwürfe — das ganze Haus war in Aufruhr. Schnaps verstand von alledem nichts. Kam sich nur sehr verlassen vor, da niemand sich mit ihm an diesem Morgen beschäftigte. Und mehr unwillig als bekümmert sah er zu, wie Herrchen und Frauchen seine drei gefiederten Freunde in einer Ecke des Gartens in die Erde einschaufelten.

Sein Hirn arbeitete angestrengt. Warum hatte Herrchen denn den großen Musikkasten nicht verscharrt, als Frauchen so lange fort war und nicht darauf spielte? Warum verscharrten nun beide die süßen Stimmen, die so wunderschöne Lieder sangen? Schnaps dachte nicht daran, auf die Lieder zu verzichten. Und als er sich nach allen Seiten umgeblickt und vergewissert hatte, daß niemand ihn bei seinem Vorhaben stören würde — schlich er sich hinunter in die Gartenecke, grub mit seinen breiten Dackeltatzen alle drei toten Vögel aus, faßte sie vorsichtig, daß er ihnen nicht weh tat, mit seinen spitzen Zähnen und schleppte sie — einen nach dem andern — bis vor das leere Gitterhaus, wo er sie sanft niederlegte. Dann setzte er sich vor ihnen auf, in seiner schönsten „Männchen"stellung und ließ seine guten, goldgelben Augen mit dem Ausdruck einer leidenschaftlichen Bitte nicht von ihnen ab.

„Oh Schnaps, mein guter, dummer Schnaps!" Frauchen umarmte ihn unter Tränen, Herrchen klopfte ihm den Rücken — gleich darauf nahmen sie die drei toten Vögel auf und vergruben sie abermals.

Dreimal grub Doktor Karr ihnen ihr Grab. Dreimal buddelte Schnaps sie wieder aus, brachte sie zur Voliere und machte „Männchen" vor ihren kalten, steifen Körperchen, in denen — wie er glaubte — die bezaubernden Lieder eingeschlossen waren. Da mußten die Vögel denn von dem Dienstmädchen weit weg aus dem Hause auf das freie Feld hinausgebracht und dort verscharrt werden. Die leere Voliere aber wurde von einem fremden Mann mit fortgenommen.

Schnaps ist nun wieder allein unter Menschen, eine Berühmtheit im großen Freundeskreis des Hauses, zugleich aber ein einsamer, leicht zur Melancholie neigender Musikfreund, der den Schmerz um seine drei kleinen Sänger wohl nie ganz verwinden wird. Er ist seitdem nur noch Liebhaber von Instrumentalmusik, die er nach wie vor mit feinstem Verständnis zu taktieren weiß. Die menschliche Stimme aber erscheint ihm plump gegen den süßen Sang der bunten, kleinen Vögel, und er ironisiert sie manchmal durch kurzes Mitsingen, das die Menschen „Geheul" nennen. Die sanfte Rüge dafür nimmt er mit gelassener Ruhe entgegen.

⊡—

Ohle und die Tänzerin

Skizze von Paulrichard Hensel.

Ohle war fünfundfünfzig Jahre alt. Niemand hätte dies erraten können, denn mit dem unförmigen Kopf auf dem kleinen schmächtigen Körper, den großen Händen an schlenkernden Armen, dem welken, von unzähligen Furchen zerwühlten Gesicht, in dem zwei trübe, wässrige Augen über einer hageren Nase standen, erschien er so absurd häßlich, daß der flüchtige Beschauer, von dem Anblick erschreckt, kaum Gedanken übrig hatte, auf ein bestimmtes Alter in dieser Zwergengestalt zu raten. Wenn er in einem der kleinen Schauspielerkaffees saß, tat er es beileibe nicht mehr um des Glücksfalles willen, beachtet zu werden und Verdienst zu gewinnen. Er wußte, daß er im Leben ausgespielt hatte, bevor es begonnen hatte; er saß nur still und geduckt in den Morgenstunden, als könne er das Auge eines Gastes verletzen, hinter seiner Schale Kaffee und vergrub sich immer mehr in das Bewußtsein, ausgeschlossen, versemt zu sein, ein unnützes Rad im Getriebe, das durch sein Vorhandensein nur hemmte. —

Wenn sich das Café füllte, schlich er hinaus und verkroch sich draußen in den Anlagen. Da war Licht und nicht der muffige Geruch seiner Dachstube.

Eines Morgens trat eine junge, schöne Dame mit weißem Pelzbesatz auf dem faltigen Mantel, in das Café. Und während sie sich flüchtig umsah und ihr Blick auf Ohle haften blieb, sagte sie hastig zu ihrem Begleiter, der noch unschlüssig in der Tür stand:

„Da ist er ja! Ist er nicht wie geschaffen für uns? Du mußt mit ihm sprechen, Rudi, gleich . . ."

Und sie traten ohne viele Umstände an den Tisch des Häßlichen, und der fremde Herr, der die überlegenen Manieren eines Agenten hatte fing an, auf Ohle einzureden:

„Stellungslos, nicht wahr? Hören Sie zu, ich kann Ihnen Vorschläge machen. Wissen doch, was ein Sketsch ist? Brauchen nichts zu tun, nur da zu sein — Sie sind ausgezeichnet häßlich, fabelhaft echt. Nicht wahr, mein Goldkind?" wandte er sich zwischendurch an das schöne Mädchen. „Also, wollen Sie mit dieser Dame spielen? Katta Lora, die größte Kabarett-Sensation!"

Ohle schaute verständnislos den Sprecher an War es denn möglich, daß man jetzt noch nach ihm verlangte, ihn auf das Podium bringen wollte? Hatte er nicht schon längst mit allem abgeschlossen, was Beruf und Leben für ihn bringen konnten? Nun saß da eine Frau vor ihm, junges, übersprühendes Leben, elegant, gepflegt, und er sollte mit ihr wieder anfangen zu leben, in ihrer Nähe sein —?

„Ich kann nichts. Etwas muß ich doch tun —" sagte er verwirrt, und das Blut staute sich ihm unter der gelben Haut des Gesichtes.

Das Mädchen klatschte vergnügt in die Hände und lachte ihn an: „Garnichts sollen Sie tun — nur recht häßlich aussehen. Also, schlagen Sie ein?"

Ein bitteres Gefühl kroch Ohle in die Kehle. Also auch damit ließ sich Geld verdienen, nur neben einem schönen Menschen zu stehen, damit dieser neben dem Häßlichen noch schöner erscheint —

Aber da hatte er, von zwei dunklen Augen eingefangen, schon „ja" gesagt und ließ geduldig den Wortschwall des Agenten über sich ergehen.

— — — — — — — — —

Katta Loras Varieteenummer war wirklich der Erfolg, den sie erwartet hatte. Ohle hatte nicht viel zu lernen gehabt. Als stummer Harlekin, durch das Kostüm noch seine Häßlichkeit ins Groteske steigernd, saß er auf der Bühne wie eine Puppe oder kroch demütig herum, hier und dort eine Handreichung machend, während die Artistin in einem Gemisch von Tanz und Akrobatik ihre Künste zeigte. Verzweifelt blickt er ihr nach, wenn sie sich leicht wie eine Feder in die Höhe schwingt und oben zwischen blitzenden Ringen und Schnüren voltiert. Sein Gesicht verzuckt den Ausdruck der Sehnsucht, er hebt die Hände nach ihr, sie aber lacht von oben herab — bis er mit den eckigen Bewegungen einer Puppe wie tot zusammensinkt. Nun kommt der Höhepunkt der Darstellung. Verwundert klettert Katta herab, berührt das tote Spielzeug, tanzt um den Körper herum, tanzt mit steigernder Wildheit und den anbrechenden Tag hinein.

Leidenschaft, ihre Glieder scheinen wie gelöst — immer enger werden ihre Kreise, immer verwirrender ihre Bewegungen — da geht ein Zucken durch den Körper des Harlekins — langsam wacht er auf und reckt sich hoch — da ist ihr Tanz schon Jubel und Ekstase, da hat die Schönheit den Tod besiegt, und der Häßliche steht wieder auf und will lächeln — die Tänzerin aber eilt schon wieder von ihrem Spielzeug fort, und ihr girrendes Lachen verliert sich im Verlöschen des Scheinwerfers . . .

Namenlose Qual aber war dies alles für Ohle. Er, der nie die Nähe einer Frau gespürt hatte, war jetzt Abend für Abend von dem Duft dieser Tänzerin eingesponnen, ihre Hände, ihr Gewand berührten ihn, ihre Gestalt tanzte vor ihm wie ein Märchen aus einer anderen Welt. Aber sie hatte keinen Blick mehr für ihn, wenn sich der Vorhang geschlossen hatte; nichts war er für sie als das nötige Requisit, das der Theatermeister pünktlich zur Stelle zu schaffen hatte. Zu einem alten Möbelstück, einer Fußmatte, die im Wege lag, hätte sie nicht gleichgültiger sein können. Ohle hatte sich längst mit seiner Häßlichkeit abfinden wollen, jetzt aber spürte er einen Groll wie nie zuvor. Er sah, daß Kattas Leistungen nicht bedeutend genug waren, um ohne ihn als Betonung des Häßlichen so großen Beifall zu finden; er sah auch, daß jener Herr, der ihn damals überredet hatte, sehr oft in der Garderobe der schönen Tänzerin war und nie ohne sie das Theater verließ — und er dachte nicht mehr über Recht und Unrecht nach, als er begriff, daß aus dem Spiel Ernst werden, daß diese Frau ihm Leben einhauchen müsse mit ihrem ganzen Sein — und wenn es nur aus Dankbarkeit geschah — denn was war ihre Schönheit ohne seine Häßlichkeit daneben?

Er jubelte innerlich auf, als in den letzten Tagen des Monats Katta ihn bat, einmal zu ihr zu kommen, damit sie etwas Neues für die nächste Zeit besprechen könnten. Als aber die Vorstellung zu Ende war, lief er schnell fort, denn er hatte Angst vor sich selber und seiner Sehnsucht. Auch am nächsten Abend geschah es ihm so, obwohl er niemandem im Wege gewesen wäre, denn es wartete kein Wagen mehr auf Katta. Einmal aber — er war schon fast zu Hause — trieb es ihn wieder zurück, in die Wohnung der Tänzerin. —

Hilflos und verlegen saß er ihr gegenüber. Und da war mit einem Male kein Lächeln mehr in dem schönen Gesicht des Mädchens, als es seine Hände ergriff: „Wie gut, daß Sie kommen, daß einer bei mir ist . . ."

Und dann weinte sie wie ein hilfloses Kind an seiner Schulter: „Die Menschen sind ja so schlecht . . . ."

Ohle war es, als drehe sich das Zimmer um ihn. Er begriff kaum, daß das Mädchen, das in die Arme zu reißen er hergekommen war, an seinem Halse weinte. Er sah über ihre Schulter hinweg auf den kleinen Spiegeltisch — da lag ein Schächtelchen mit Veronal und ein Brief — das war vielleicht ein Abschiedsbrief . . .

Er brauchte nicht viel zu fragen. Das gab es vor Jahren wie heute: Daß einmal ein Reicher kommt und die Hand schenkend und schützend über ein Mädchen hält — und sie zurückzieht, wenn es ihm beliebt, und tausend Hoffnungen damit zerstört — und Ohle wußte: Wenn ich nun gehe, begeht sie eine Torheit, die sie nicht wieder gut machen kann. Ich muß ihr über diese Stunde hinweghelfen — wenn es auch wehe tut.

So fing er an zu erzählen, lenkte Kattas Gedanken ab, stillte ihr Weinen — ja, nun fing sie gar wieder unter seinen unbeholfenen Scherzen zu lächeln an. Ohne viel zu fragen, bereitete er Tee für sie — ruhen solle sie, sich um gar nichts kümmern. Und er empfand es nicht, daß es schon Nacht war und daß der Körper, den er sorgsam auf dem Ruhebett zudeckte, derselbe war, der im Scheinwerferlicht seine Augen geblendet hatte. —

Katta machte erstaunte Augen, als sie ihn am Morgen noch in ihrem Zimmer sah — ein treuer, unerbittlicher Wächter. Und sie begriff nun erst, warum er geblieben war, und daß er ihr geholfen hatte, aus dem Licht eines neuen Morgens neues Leben zu gewinnen. „Haben Sie vielen Dank", sagte sie und reichte ihm die Hände. „Ich werde nun wohl erst zu meiner Mutter fahren . . . ."

Und als er schon an der Türe stand, lief sie ihm plötzlich nach, drückte einen Kuß auf die Runzeln der häßlichen Stirn — — dann stand Ohle draußen und ging lächelnd heim. Schönheit allein macht nicht glücklich, dachte er, aber helfen können — wenn man ein Nichts auf der Welt ist und schon im Leben gestrichen war, dann noch helfen können — das ist Glück. —

Und er schlief traumlos und ohne Qual in